

Sehr verehrter Herr Minister Schily, sehr verehrte Ehrengäste, sehr verehrte Damen und Herren von Präsidium und Vorstand des Koordinierungsrates, meine Damen und Herren,

auf meinem kurzen Weg des Dankes für die heute dem Institut Kirche und Judentum und mir selber zuteil gewordene hohe Ehrung möchte ich mit einem persönlichen Wort beginnen. Ich bin unter dem Vorzeichen des trefflichen, wenn auch etwas herben Jesuswortes aufgewachsen: Wenn ihr alles getan habt, was euch aufgetragen ist, dann sprecht: Wir haben getan, was wir zu tun *schuldig* waren. Ich möchte zwar keineswegs von diesem Wort abrücken, aber nachdem ich Ihre so überaus einfühlsame Laudatio gehört habe, Herr Minister, komme ich doch etwas ins Wanken, und der Gedanke keimt auf: Man könnte sich richtig daran gewöhnen ... Nehmen Sie diese Reaktion bitte als Ausdruck herzlichen Dankes, im Übrigen auch für die mancherlei förderlichen Zeichen des Interesses an unserer Arbeit, die uns aus Ihrem Hause zuteil geworden sind.

Ohne meinen Vorgänger Günther Harder und seine rührige Mitarbeiterin Dr. Ursula Bohn gäbe es das Institut Kirche und Judentum nicht. Wie nur wenige andere hat Harder auf christlicher Seite die religiöse Eigenständigkeit und Stabilität des Judentums erkannt und zu würdigen gewusst. Ebenso klar hat er die geschwisterliche Zuordnung der Kirche zur Synagoge begründet und das unverbrüchliche *Miteinander* von Christen und Juden als einzig denkbaren Weg in die Zukunft bestimmt. All dies hier nur Angedeutete hat nichts von seinem Gewicht verloren, einfach weil es richtige Erkenntnisse waren und sind. Ich verstehe die Ehrung des Instituts durch den Koordinierungsrat entsprechend als Würdigung auch der Arbeit Günther Harders und Ursula Bohns.

Was den eigenen Weg angeht, so ist einiges Wenige zumindest im Zeichen bleibenden Dankes zu streifen: die lang anhaltende, vielfache und reiche Förderung auf der Universität durch Eduard Lohse und im Lande

Israel durch Jaakov Flohr, ferner die jahrzehntelangen Begegnungen mit den jüdischen Freunden in Israel und den USA, die ökumenische Zusammenarbeit vor allem mit den Brüdern vom Zion im Institut Ratisbonne in Jerusalem und nicht zuletzt das Zusammenwirken mit jüdischen und christlichen Kolleginnen und Kollegen auf den Berliner Christlich-Jüdischen Sommeruniversitäten. Das Lebenselixier der Arbeit aber war das jahrzehntelange, durch keine Pflicht erzwungene Interesse der Studierenden. Viele von ihnen haben als studentische Hilfskräfte, manche von ihnen später als Wissenschaftliche Mitarbeiter am Lehrstuhl an der Arbeit des Instituts teilgehabt. Ich freue mich, dass ihnen allen heute diese Ehrung mit zuteil wird, und möchte in diesem Sinne ausdrücklich zwei Institutionen einschließen, ohne die die Arbeit des Instituts nicht denkbar wäre: die Humboldt-Universität zu Berlin, an der das Institut tätig ist, und vor allem die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz als Trägerin dieses kirchlichen Werkes. Sie hat an dieser ihrer Einrichtung auch in Zeiten äußerster finanzieller Belastungen unbeirrt festgehalten.

Meinen tief empfundenen Dank an den Koordinierungsrat für die heutige Ehrung möchte ich durch einige wenige Überlegungen zur Situation abstaten. Den Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und verwandten kleineren Arbeitsgruppen im Lande ist es in nennenswertem Maße zu danken, wenn sich in den letzten Jahrzehnten ein bemerkenswerter, noch nicht abgeschlossener Wandel zugetragen hat. Auf diesen Wandel das Augenmerk zu lenken scheint mir ebenso wichtig wie die trüben Tatbestände im Blick zu behalten, die sich in letzter Zeit etwa mit den Namen Martin Walser, Martin Hohmann und Rolf Hochhuth verbunden haben.

Mit dem wachen Gespür, das ein hohes Verantwortungsbewusstsein verleiht, hat Leo Baeck bereits 1933 geurteilt: „Die tausendjährige Geschichte des deutschen Judentums ist zu Ende.“ Auch nicht entfernt konnte

er die Verbrechen ahnen, die in den nachfolgenden zwölf Jahren von Deutschen an ihren jüdischen Mitbürgern und den Juden in Europa begangen wurden. Es war deshalb auch nicht anders zu erwarten, als dass sich nach dieser Zeit um so mehr die Überzeugung verfestigte, dass etwas unwiderrufflich zu Ende gegangen sei. So gab Adolf Leschnitzer 1954 seine Untersuchung heraus: „Saul und David. Die Problematik der deutsch-jüdischen Lebensgemeinschaft“. Darin zeichnete er die für das 19. und 20. Jahrhundert einzigartige Lebensgemeinschaft oder Symbiose von Deutschtum und Judentum, von Mehrheit und Minderheit in Deutschland, nach und damit eine Vergangenheit, die nach 1933 gewaltsam zertrümmert worden und „für immer dahin“ sei. Und Siegmund Kaznelson gab wenige Jahre später einen Band über „Jüdisches Schicksal in deutschen Gedichten“ heraus, den er eine „abschließende“ Sammlung nannte, „weil nach menschlichem Ermessen die deutschsprachige Dichtung jüdischen Inhalts mit unserer oder vielleicht der nächsten Generation zu Ende geht“. Mehr noch, der bekannte Religionswissenschaftler Gershom Scholem bestritt aufgrund des ungeheuerlichen, katastrophalen Ausgangs der jüdischen Geschichte in Deutschland, dass es überhaupt jemals eine eine echte Lebensgemeinschaft zwischen beiden Seiten bzw. ein echtes deutsch-jüdisches Gespräch gegeben habe. Freilich mochte Scholem einen Neubeginn auf der Grundlage von Distanz und Respekt, von Offenheit und Aufgeschlossenheit und vor allem auf der Basis des *Willens* zu einem Neubeginn nicht ausschließen. Es geschah wohl in demselben Sinne, dass Leo Baeck noch wenige Monate vor seinem Tod 1956 zu einer denkwürdigen Tagung ins Land kam und dass er früh Einzelne seiner letzten Schüler ermutigte, nach Deutschland zurückzukehren, sich der verstreuten kleinen jüdischen Gemeinden anzunehmen oder aber sich von außerhalb einer neuen Beziehung zu öffnen. Ihre Namen sind aus diesem Neubeginn und als Brückenbauer in langen nachfolgenden Jahrzehnten nicht wegzudenken. Freilich blieb das

Eis dünn. Ein Band von Henryk Broder und Michel Lang, der eine Generation nach Gründung der Bundesrepublik das Lebensgefühl von Juden in Deutschland dokumentierte, kam zu dem zusammenfassenden Urteil: „Fremd im eigenen Land“. Seither ist fast eine ganze weitere Generation herangewachsen. Erscheinungsformen eines direkten oder indirekten Antisemitismus würden es allemal verständlich erscheinen lassen, wenn nicht wenige Juden in Deutschland auch heute einer solchen Bestandsaufnahme zustimmen würden: „Fremd im eigenen Land.“

Dennoch war vor einiger Zeit in der „Jüdischen Allgemeinen“ auf der ersten Seite in großen Lettern zu lesen: „Dies ist mein Land“. In einem Artikel über Vaterlandsliebe auf der Grundlage des Grundgesetzes legte Micha Brumlik – fürwahr kein unkritischer Geist – dar, „warum sich auch ein deutscher Jude zum Patriotismus bekennen kann“. „Dies ist mein Land“ - das war die schönste Lektüre des letzten Jahres, und in diesem Sinne möchte ich bekräftigen: In der Tat, Micha Brumlik, dies ist nicht das Land derer, die - wie unlängst in Dresden - in der Stunde der Wahrheit das Parlament verlassen und sich symbolträchtig selber ausgrenzen, sondern es ist Ihr Land! Diese Feststellung besagt dreierlei: Sie benennt ein rechtliches Faktum, sie umschließt ein Versprechen und sie stellt damit zugleich eine bleibende Aufgabe dar. Denn unsere Geschichte baut sich auf aus dem, was wir *gegenwärtig* tun. Deshalb geht die Sehnsucht nach einer anderen deutschen Geschichte nicht so in Erfüllung, dass wir die zurückliegende umschreiben, schönreden oder verdrängen. Entscheidend ist vielmehr, dass wir die vergangene wahrheitsgetreu beschreiben und selber in unserer Gegenwart anders handeln. Ich danke Ihnen.